

(W. Milutzki, B. Neundorfer, B. Schemmel) haben alles zusammengetragen, was an Urkunden, Fachartikeln, Einzeluntersuchungen und anderen Quellen aufzufinden war.

Im einleitenden Abschnitt gibt Renate Baumgärtel-Fleischmann Rechenschaft über die Absicht des Handbuches. Sie betrachtet die Umgestaltungen der Altäre als wichtige Zeugen der Domgeschichte. Aus vielen Einzelbeobachtungen wird auch die Wandlung in den liturgischen Bedürfnissen zur Kenntnis gebracht – leider nicht »schematisch« und durchsichtig genug. Das Vorwort fällt übrigens aus dem Rahmen. Es deutet den Altar nach gegenwärtigem liturgischem Verständnis; während doch das Buch auf Schritt und Tritt belegt und herausarbeitet, wie verschiedenartig Funktionen und Deutungen des Altares sind und waren.

In den einzelnen Abschnitten des Buches, den großen Umbauperioden folgend, werden die Altäre im einzelnen dargestellt. Die Altäre im Heinrichsbau zunächst, dann die Altäre im Eckbertbau. Hier wiederum wird gegliedert nach Altären des 13. und 14. Jahrhunderts, des 15. und frühen 16. Jahrhunderts, der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, des frühen 17. Jahrhunderts, der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, des 18. Jahrhunderts, des 19. Jahrhunderts. Dann wird der Entwurf für den Pfarraltar von 1826/29 beschrieben, die 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts und zuletzt das 20. Jahrhundert.

Dieser Aufbau ist wohl zunächst durch die Forschungsschwerpunkte der Mitarbeiter bestimmt. Die »Benutzerfreundlichkeit« freilich dieses Handbuches leidet darunter erheblich. Man muß schon gründlich »einsteigen«, um zum Beispiel herauszufinden, daß der Wechsel des Altarpatroziniums vom Eustachiusaltar (S. 52) über den Dreifaltigkeitsaltar (S. 60) zum Anna-Theodor-Altar (S. 73), schließlich zum Andreas-Altar in der Sepultur (S. 191) führt. Will man sich bei einem Rundgang durch den Dom noch einmal die Entwicklung vor Ort vergegenwärtigen, wäre dies leichter (und das Handbuch benutzerfreundlicher), wenn die Situierung der Altäre im Dom den Vorrang bekommen hätte, das Spezifikum der jeweiligen Periode dann in einem zusammenfassenden Abschnitt mit Querverweisen dargestellt worden wäre.

Jeder einzelnen Darstellung eines Altares in der jeweiligen Epoche ist ein Grundriß mitgegeben mit der Lokalisierung des jeweiligen Altares. Zu den fünf verschiedenen Epochenabschnitten (1237, Ende 15. Jahrhundert, 1685, 1837/40 und 1987) ist ein Grundriß mit den aktuellen Altären beigegeben. Auch hier wäre es hilfreich, wenn diese Grundrisse aufklappbar dargestellt wären. Man könnte dann auf die einzelnen Grundrisse am jeweiligen Ort verzichten.

Im Anhang finden sich außerdem die Liste der Bischöfe und der Erzbischöfe von Bamberg, ein Literaturverzeichnis, ein Register der Altäre und Altarpatrone, der Heiligen und Reliquien, der Künstler und der übrigen Namen.

Der Respekt vor der äußerst gründlichen Arbeit verbietet einem fast noch einige Kleinigkeiten nachzutragen: Auf der Predella des Kirchgattendorfer Altars (S. 314) dürfte es sich wohl um die Verweigerung des Opfers des Joachim und um Mariens Tempelgang handeln, nicht um Joachim beim Opfer und die Darstellung Mariens. Bei der Schilderung der Predella des Staffelseiner Altares (S. 103) muß nicht auf den Engel aus Josefs Traum zurückgegriffen werden. Um 1600 ist es allgemein üblich, Engel als Begleiter des fliehenden Paares einzuführen (vgl. z. B. Adam Elsheimer in der Alten Pinakothek in München 1609). Der weniger ortskundige Rezensent fragt sich auch, ob die Situierung des Maria-Michael-Altars auf S. 35 oder auf S. 339 richtig ist. Ähnliches gilt vom Kunigunden-Altar (S. 310 bzw. S. 342). Warum dem Altar »Nikolaus in turri« bei einer fünfmaligen Erwähnung kein eigener Abschnitt gewidmet ist, leuchtet auf den ersten Blick nicht ein. Eine klare Unterscheidung zwischen Altar und Altaraufbau hätte nicht geschadet; obwohl klar ist, daß die Verfasser diese Unterscheidung präsent hatten.

Ein Handbuch zur Erschließung und Begleitung einer Ausstellung zur 750. Wiederkehr der Weihe des Bamberger Domes war geplant. Ein gründlich recherchiertes Werk zur Kirchbau-, Frömmigkeits- und Liturgiegeschichte ist daraus geworden. Altargeschichte scheint es auf den ersten Blick zu sein. Es ist darüber hinaus Dombau- und Domumbaugeschichte und auch – wenn auch nicht explizit – ein guter Beitrag zur Liturgiegeschichte. Respektabel.

*Anton Bauer*

## 11. Umschau

National- bzw. Staatskirchen, zumal durch eigene konfessionelle Identität definierte, hatten bis zu den europäischen Migrationsschüben neueren Datums kaum Anlaß zu seelsorglicher Tätigkeit »außer Landes«. Eine bemerkenswerte Ausnahme in Bezug auf Deutschland (in der einstigen Ausdehnung der Reichsgrenzen) machten die Anglikaner. Bis 1945 hatte keine andere »ausländische« Kirche so viele Seelsorgstellen auf

deutschem Boden eingerichtet wie sie: 63 nämlich. (Seitdem liegen die Verhältnisse allerdings ziemlich anders). 35 der Chaplaincies waren permanente, 28 nur saisonale Seelsorgestellen. Ihre jeweilige Gründung, Organisation, wechselnden Schicksale, ihre Chaplains, Gottesdienstorte usw. sind (in alphabetischer Folge) im einzelnen und mit umfassender, auch archivalisch fundierter Kenntnis beschrieben bei *Paul W. Schmiewind: Anglicans in Germany. A History of Anglican Chaplaincies in Germany until 1945. Umkirch: Selbstverlag des Verf. 1988. Brosch. XX und 200 S. mit Abb. DM 28,-. (Bezug: Verf., Waltershoferstr. 16, 7801 Umkirch).* – Die ersten Gründungen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts sind deutlich durch dynastische Verbindungen verschiedener deutscher Höfe mit dem von St. James veranlaßt. Spätere Gründungen stehen im Zusammenhang mit bevorzugten Schul- und Studienorten deutschlandorientierter Engländer, vereinzelt auch mit den wirtschaftlichen Umwälzungen der sogenannten Gründerzeit. Ganz überwiegend waren sie jedoch zur Betreuung der vielen englischen Touristen bzw. English residents gedacht, die oft längeren Aufenthalt im damals billigen Deutschland nahmen. Daher beispielsweise die vielen Chaplaincies in bekannten Kurorten des Schwarzwalds. Verständlicherweise kehrte sich ihre »Expansion« schon ab 1914 ins Gegenteil um. – Die bischöfliche Zuständigkeit (für die englischen, nicht für die beiden amerikanischen Gemeinden in Dresden und München) lag bis 1883 beim Bischof von London, seitdem (bis 1926) bei seinem jeweiligen Suffraganbischof für Nord- und Zentraleuropa. (Heute gehören sie zur Diözese des Bischofs von Gibraltar, der dem Buch ein Vorwort mitgab). Die zeitweilig schwierige Tätigkeit zweier Bischöfe, Thomas E. Wilkinson (1886–1911) und Herbert Bury (1911–1926), ist mit einigen Blitzlichtern aus ihren reports plastisch beleuchtet (S. 32–43). Dem unvergessenen Bischof von Chichester George Bell (1929–1958) ist ein eigener Exkurs gewidmet; nicht weil er hier je bischöfliche Zuständigkeit gehabt hätte, und doch zu Recht, weil von britisch-deutschen Beziehungen während und unmittelbar nach dem Hitlerreich ursächlich vor allem seinetwegen zu sprechen ist. – Im konkreten dürfte hier am ehesten ein Hinweis auf die Stuttgarter Gemeinde (S. 153–163) von Interesse sein, die seit 1841 als Chaplaincy eingerichtet ist, immer eine der bedeutenderen Gemeinden war und heute noch als eine der wenigen Zivilgemeinden lebendig ist. Durch eine Stiftung konnte sie 1864/65 die erste anglikanische Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert erbauen: St Catherine's an der Olgastraße (»Early English style«; Architekt: Prof. Heinrich Wagner, Stuttgart); im Juli 1944 durch Kriegseinwirkung zerstört, nach dem Krieg an gleicher Stelle wiedererrichtet. Seit 1909 wird sie von der Stuttgarter altkatholischen Gemeinde mitbenutzt; dies die erste Realisierung der formellen Interkommunion beider Kirchen seit 1883 bzw. 1888. – Ein Appendix (S. 171 f.), der kurz über die gegenwärtigen Verhältnisse der Gemeinden der Anglican Communion in der BRD informiert (acht Zivilgemeinden der Church of England, zwei der Episcopal Church in the USA; 26 Militärgemeinden beider sowie der Anglican Church of Canada zusammen), und ein ausführliches Register (S. 190–200) beschließen die informative Übersicht, deren Vorlage das Verdienst eines Mitglieds der Heidelberger Gemeinde (Episcopalian) ist. *Abraham Peter Kustermann*

Dem Reihentitel kongruent entsprechend, liegt eine kulturgeschichtliche Miniatur im besten Sinn vor in dem sich auch durch seine dokumentarischen Abbildungen empfehlenden Bändchen *Theo Spreter von Kreudenstein: Johann Spreter von Kreudenstein. Doktor beider Rechte – Rottweiler Bürger im 16. Jahrhundert (Kulturgeschichtliche Miniaturen). Sigmaringen: Thorbecke 1989. 80 S. mit 12 Abb. Pappbd. DM 20,-.* Vor einem Urkundenregister und neun -abschriften (S. 51–67) läßt der Text auf knappstem Raum (S. 7–50) J. Spreter v. K. im Kontext seiner Zeit und Verhältnisse lebendig werden. Den Auftakt macht Gelehrtegeschichte: Nach artistischen Studien und Lehrtätigkeit in Heidelberg, Tübingen und Freiburg i. B. nimmt S. ab 1550 in Ingolstadt neben seinem Magisterium das Studium beider Rechte auf, wird im Sommersemester 1552 Dekan der Artistenfakultät und noch im selben Jahr Rektor der Universität. Seine Promotion zum Dr. jur. utr. 1554 markiert aber bereits das Ende seiner gelehrten Laufbahn und leitet den Wechsel auf die reichsrechtliche bzw. reichsstädtische Ämterebene ein: Die Vaterstadt Rottweil bot mit dem einflußreichen Hofschreiberamt am Kaiserlichen Hofgericht außer einer hervorgehobenen Funktion und Position in der Reichsjustiz auch eine einträgliche und glänzende patriziale Karrierestellung, die 1573 durch Erhebung in den ritterschaftlichen Adelsstand ihre höchste kaiserliche Anerkennung fand. Dahinter stand unzweifelhaft Kompetenz: S. vertrat seine Vaterstadt und das Bistum Konstanz auf drei Reichstagen. Wohlstand erlaubte den Erwerb der Neckarburg (bei Rottweil) von den Grafen von Sulz und des Lehens Unteralpfen (im Allgäu) von den Markgrafen von Baden (beides 1580). Besitzgeschichtlich interessant sind auch deren spätere Erbgänge in der Familie. Auch Konfessionspolitisches klingt an: Das lutherische Engagement von Johann Spreters gleichnamigem Onkel, bekannt als »Reformator von Trossingen«, ließ den Neffen – trotz vierjährigen Aufenthalts (1543–1547) an der bereits evangelischen Universität Tübingen

– ebenso unberührt wie die übrige Familie. – Das Hauptinteresse des Bändchens gilt verständlicherweise der Biographie Spreters sowie der Genealogie des ursprünglich in Mühlheim a. d. Donau beheimateten, seit 1484 auch in Rottweil ansässigen Geschlechts (bes. S. 37–45), das in ihm einen historisch bedeutsamen Vertreter hat.  
Abraham Peter Kustermann

Oben Seite 312–313 wurde der Katalog der Kilians-Ausstellung in Würzburg 1989 besprochen. Ergänzend kann auf eine Bibliographie verwiesen werden, die von Ludwig K. Walter zusammengestellt und vom Würzburger Diözesangeschichtsverein herausgegeben wurde: *St. Kilian. Schrifttumsverzeichnis zu Martyrium und Kult der Frankenapostel und zur Gründung des Bistums Würzburg* (Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 51. Band, Ergänzungsbd. Würzburg 1989, 516 S.). Über 4000 Nummern sind verzeichnet, bis hin zu Andachtsbildern mit Gebeten vom heiligen Kilian. Vielleicht war das Programm für einen einzelnen Bearbeiter zu groß. So kann es nicht recht überzeugen, daß von der *Legenda Aurea* des Jacobus von Voragine nur vier Editionen aufgenommen wurden; die deutsche Übersetzung von R. Benz fehlt. Auch die Untersuchungen von Günter Christ über die Bischofswahlen in der Neuzeit (Nr. 3744) werden genannt, obwohl nach Ausweis des Titels der Bibliographie nur die »Gründung der Diözese« berücksichtigt werden sollte. Für die Diözese Rottenburg-Stuttgart ist von Bedeutung, daß alle Kirchen, die ein Kilianspatrozinium haben, bibliographisch erfaßt wurden.  
Rudolf Reinhardt

Wolf-Dieter Kohler (1928–1985), dessen erste Arbeiten sich in der alten Schalterhalle der Landesgirokasse in Stuttgart und in der Stuttgarter Hospitalkirche finden, arbeitete seit 1960 freischaffend als Glasmaler, Landschaftsmaler, Porträtmaler, Textilgestalter und Zeichner. Nach Kohlers Tod hat seine Frau (zusammen mit ihren Kindern und Freunden) eine Zusammenfassung seines künstlerischen Schaffens erarbeitet: *Ingeborg Kohler (Hg.): Wolf-Dieter Kohler – Licht und Farbe. Selbstverlag Ingeborg Kohler, Stuttgart 1987. 120 S. 61 farbige und 2 schwarz-weiß Bilder. Ln. DM 58,-.*

Ein Werkstattbericht »Die Entstehung eines Glasfensters« aus der Feder von Wolf-Dieter Kohler wird illustriert durch eingestreute Fotos und Glasfensterentwürfe. Insgesamt kommt Kohler selbst in Textbeiträgen elfmal zu Wort. Verhalten, bescheiden, prägnant.

Unter den Verfassern der übrigen Textbeiträge finden sich Theologen (darunter der Altlandesbischof Helmut Class), Künstler (darunter vor allem Rudolf Yelin und Hans Gottfried von Stockhausen), Architekten, Freunde und Auftraggeber. Diese Beiträge sagen – das liegt wohl in der Natur der Sache – gelegentlich mehr über den Verfasser des Beitrags und über die Geschichte seiner Beziehung zum Künstler Kohler, als über den Künstler selbst. Das Buch hätte gewonnen, wenn es gelungen wäre, einen Sachkundigen zu gewinnen, der die Abgrenzung und Einordnung des Künstlers im weitgefächerten Spektrum des kirchlichen Kunstschaffens unserer Zeit hätte leisten können. Lediglich Stockhausen deutet mit kritischen Strichen an, wie sich Kohler deutlich gegenüber der »Ungegenständlichkeit« der Nachkriegszeit abgesetzt und ausgegrenzt hat.

Zwei Textbeiträge halten wichtige Beobachtungen zum Thema Kirche und Kunst, Bild und Kirche, Raum und Farbe fest. Der eine Beitrag stammt aus der Feder des ehemaligen Baureferenten des Württembergischen Oberkirchenrates Klaus Ehrlich. Ähnlich aufschlußreich ist der Beitrag von Hans Gottfried von Stockhausen, wie Kohler ein Schüler Yelins an der Stuttgarter Kunstakademie. Das beigegebene Werkverzeichnis nennt allein 190 Kirchen vor allem im württembergischen Raum, für die Kohler Glasfenster geschaffen hat. Dazu kommen Wandmalereien, Deckenmalereien, Tafelbilder, liturgische Geräte, Taufbecken, Mosaik, Fresken, Emaillarbeiten, Paramente, Bildwebereien. Kohler und Stockhausen sind getrennte Wege gegangen. Bei Beiden aber spürt man die Wurzel: In der Aussage wesentliche christliche Überzeugungen – in der Diktion Rudolf Yelin und auch Wilhelm Geyer, der seinerzeit bei dem ersten von den beiden gemeinsam gewonnenen Wettbewerb bei der Landesgirokasse seine schützende Hand über die beiden hielt. Das Schaffen dieses »Stillen im Lande« und der von seiner Frau herausgegebene Werkbericht verdienen Beachtung nicht nur in kirchlichen Baubüros.  
Anton Bauer

Das schmale Bändchen von Immo Eberl (*Blaubeuren an Aach und Blau. Ein historischer Führer durch Stadt und Kloster. Mit Fotos von Toni Oehl. Sigmaringendorf: Regio Verlag Glock und Lutz 1989. 36 S. mit 37 Abb. davon 36 farbige und einem Stadtplan. DM 17,80*) bietet einen Überblick über die Stadtgeschichte, einen Rundgang durch Blaubeuren, eine Beschreibung der Burgen, des Spitals, der Stadtkirche, der Adelhäuser und der Bürgerhäuser. 16 Seiten sind – reich bebildert –, dem Kloster Blaubeuren gewidmet, gut 2 Seiten dem Blaubeurer Hochaltar. Schade, denn gerade diesem Flügelaltar gilt das Interesse vieler Besucher in erster Linie.

Gerade dieser Teil ist nicht zuverlässig. So hält das Kind in seiner linken Hand nicht den Apfel der Sünde, sondern – wenn schon –, das Sinnbild für Erlösung von Sünde. Oder: Meint das geschnitzte Geflecht des Gesprenge wirklich die Wurzel Jesse? Oder: Ist nicht die krönende Figur einfach der Schmerzensmann und nicht der Auferstandene? So liegt die Stärke dieses Heftes offenkundig nicht in der Beschreibung des Altars, für die man weiterhin auf die verschiedenen kleinformatigen Beschreibungen von Getrud Otto, Willy Baur oder gar Konrad Bauer zurückgreift. Eine kurzgefaßte solide Stadtgeschichte und eine ebensolche Beschreibung der Geschichte des Klosters. Wer dies sucht, ist mit diesem Büchlein gut bedient.

Anton Bauer

In der Kleinschrift *Die Reichenauer Heiligblut-Reliquie. Mit einem Geleitwort von Münsterpfarrer Alfons Weisser. Konstanz: Stadler 1988. 48 S. mit 7 Abb. davon 6 farbig. DM 14,- (Auslieferung: Münsterpfarramt D-7752 Reichenau) führt Walter Berschin in die Reichenauer Heiligblut-Erzählung ein, wie sie im Reichenauer »Hausbuch« aus dem 10./11. Jahrhundert (Karlsruhe, Badische Landesbibliothek AUG LXXXIV) in der Gleinker Abschrift aus dem 15. Jahrhundert (Linz, Bundesstaatliche Studienbibliothek 503) und in der Reichenauer Abschrift aus dem 18. Jahrhundert (Karlsruhe, Generallandesarchiv 65/1102) überliefert ist. Theodor Klüppel hat die Edition des Textes aufbereitet, ihn übersetzt und sachkundig kommentiert. Für Leute, die nicht so leicht Zugang zu Archiven haben, eine brauchbare kleine Quellschrift, deren sich Freunde der Reichenauer Tradition sicher gerne bedienen. Hoffentlich hält der Preis niemand ab, dieses Büchlein zu erwerben.*

Anton Bauer

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen zahlreiche Katholiken, meist Heimatvertriebene, nach Kirchheim bei Bönnigheim. Der Wunsch, eine eigene Kirche zu erhalten, konnte 1964 realisiert werden. Zum silbernen Jubiläum der Weihe schrieb Ulrike Mross eine kleine Chronik (*25 Jahre Marienkirche Kirchheim. Hektographiert, 28 Seiten*) der Gemeinde, in der auch die Kirche und ihre Ausstattung eingehend beschrieben werden.

Rudolf Reinhardt

Dramatisierte Darstellungen sind sicher nicht die schlechteste Art der Auseinandersetzung mit der Zeit der Nazi-Diktatur in Deutschland und ihren Geschehnissen. So mag etwa Carl Zuckmayers Stück »Des Teufels General« beim breiten Publikum viel jener Nachdenklichkeit ausgelöst haben, die die wissenschaftliche Literatur bei ihm aus Gründen subjektiver und objektiver Unzugänglichkeit nie anzustoßen vermocht hätte. Verstärkt mag dies gelten im Blick auf die jüngere Generation, die in ihrer »Betroffenheits«-Attitüde von der objektiv dokumentierenden oder rational analysierenden Ebene her oft schon nicht mehr ansprechbar ist. – In der heute selten gewordenen Form eines Lese-Dramas präsentiert sich – wohl in ähnlicher Absicht hinsichtlich der Form – die Triologie von Anna Rippl: *Die Deutsche Tragödie. Teil 1: Der Kanzler und der Präsident. Teil 2: »Legal« an die Macht. Teil 3: Stauffenberg oder der Rettungsversuch des 20. Juli. Baden-Baden: Schwarz 1988. 2 Bde. 103 und 82 S. Pappbd. (Bezug: Verf., In den Riedwiesen 30, 7180 Crailsheim)*. Die Eigenheit der insgesamt 14 Aufzüge (fünf/vier/fünf) ist es, in szenisch arrangierter Collage möglichst viel O-Ton zu bieten, d. h. in den einzelnen Auftritten historisch belegte Schlüsselpersonen (Einzelfiguren: 35/35/55) jeweils das sprechen zu lassen, was für bestimmte Situationen für sie belegt ist. Im Einzelfall kann dies sogar unverändertes Originalzitat sein (siehe die Literaturverzeichnisse in Bd. 1, S. 102f.; Bd. 2, S. 81f.) Sicher wird man nicht zu Unrecht von einer szenisch aufbereiteten Dokumentation sprechen dürfen. Jambische Rhythmik mischt sich vielleicht eher unabsichtlich da und dort ein (bes. in polaren Dialogen von erhöhter dramatischer Spannung. Szenen wie Teil 2 II/1 (Kaas, Brüning, Göring u. a. während der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes in der Kroll-Oper) mögen gegenüber dem reportierten Geschehen rigoros verkürzt, ebd. IV/1 (Gespräch Eugen Bolz – Theodor Heuss bei der Nachricht vom Tod Hindenburgs) »nur« aus dramatischen Gründen »gut erfunden« sein – von der Düsternis jener Tage, von der politischen Substanzlosigkeit der einen, der situativen Dummheit der anderen, der erbärmlichen Charakterlosigkeit der dritten, vom letztendlichen Null-Spiel der unvermeidlichen Intriganten, von der entschlossenen Brutalität der dann Machthabenden und – schließlich – von wenigen, die in aller Verstricktheit »reinen Herzens« – blieben (oder unter Leiden wurden), hat man hier ein zeitlich und punktuell fixiertes Genrebild.